

Eva Baronsky

Herr Mozart
wacht auf

Roman

 aufbau taschenbuch

ISBN 978-3-7466-2696-3

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2011

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2011

Erstmals erschienen bei Aufbau 2009

© by Eva Baronsky

Umschlaggestaltung Originalcover Henkel/Lemme
unter Verwendung eines Fotos von © Rodez/getty-images
grafische Adaption Dagmar & Torsten Lemme, Berlin

Druck und Binden C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Präludium

Der Tod ist ein kalter Bruder.

Mit klammen Fingern packt er ihn, zerrt ihn, schüttelt ihn, dass ihm die Zähne aufeinanderschlagen.

Oder sind es Sophies Arme, die unter seine Schultern greifen? Er fühlt, wie sie ihn anhebt, die zarte Person, damit Constanze sein schweißkaltes Hemd wechseln kann.

Lasst mich, will er sagen, doch mehr als ein mattes Stöhnen bringt er nicht heraus. Wie soll er all das vollführen, was noch zu tun ist, wenn er nicht einmal mehr weinen kann?

Die harten Schläge von Pferdehufen, sonst ein willkommener Taktwechsel, martern seinen Schädel, als träte der Gaul selbst auf ihm herum.

»Er kommt, dem Herrn sei Lob und Dank!«

Ein Luftzug sagt ihm, dass Sophie aufgesprungen ist, dass Kerzenflammen die Schatten durch den Raum jagen, und er spürt, wie Constanzes Hände die seinen umklammern, als könnten sie ihn festhalten. Er lässt die Augen geschlossen, dennoch weiß er um den Ausdruck ihres Gesichts, der Ton ihrer Stimme verrät die Tränen, die sie mühsam zurückhält, verrät den Wahn, der sie zu packen droht. Kraftlos hebt er die Lider, erkennt schemenhaft das vertraute Antlitz im Schein der Wachslichter. Reichlich Kerzen haben sie entzündet. Der Tod ist ein schwarzer Bruder.

Mühsam reckt er den Arm, vergebens, er reicht nicht mehr an Constanzes Wange, sein Körper ist schwer geworden, als gehöre er einem anderen.

Es pocht hart gegen die Tür, er erschrickt, zuckt und kann sich doch nicht bewegen. Will sich aufbäumen, liegt indes ergeben und weiß, er wird dort liegen bleiben.

Eine Hand wiegt schwer und kalt auf seiner Stirne.

»Tücher sind vonnöten. Auch kaltes Wasser. Rasch.«
Die Stimme des Doktors, aber der hilft ihm nimmermehr.

»Clos-set.« Ein Röcheln, mehr gelingt ihm nicht.

»Lieber Mozart, bleiben Sie liegen.«

Was sollte er auch anderes tun? Clossets kalte Hände greifen seinen Arm, schieben das Plumeau zur Seite, betasten sein Bein.

Der Doktor spricht nur mehr leise. »Er hat der schlechten Säfte zu viel, deren er sich zu entledigen sucht. Der Aderlass wird ihm Erleichterung verschaffen.«

Sosehr er sich auch abplagt an einem Nein, sein Protest bleibt ungehört.

»Wohin mit den Tüchern?« Auch von Sophie kommt nur ein Flüstern. Als hätte eine reizende Frauenstimme ihm je das Leben nehmen können.

»Macht Wickel. Ist das Wasser kalt? Den Kopf kühlt ihm, die Stirne auch.«

Er fühlt die Pfanne an seiner Wade, die Kraft reicht nicht zum Wehren. Schon spürt er den kleinen Schmerz des Schnittes. O diese Blutrünstigen! Noch kälter wird ihm, als liefe mit dem Blut die letzte Wärme, der letzte Rest an Lebenskraft aus ihm heraus. Bald versteht er nicht mehr, was gesprochen wird, nur ein schwaches Murmeln, als sei er längst fort.

Der Tod ist ein stiller Bruder.

Requiem

*Requiem aeternam dona eis, Domine
et lux perpetua luceat eis
Te decet hymnus, Deus, in Sion
et tibi reddetur votum in Jerusalem*

Als er zu Bewusstsein kam, fror er nicht mehr. Das Gemurmel hielt noch immer an, doch klang es unvertraut – waren fremde Stimmen hinzugekommen? Er drehte sich behutsam zur Seite, zu seiner Verwunderung gelang es ihm schmerzfrei und ohne Anstrengung. Auch die alles verzehrende Mattigkeit war wie weggeblasen, als sei er gerade aus einem tiefen Schlaf erwacht. Dabei hatte er das Gefühl, nur einen Augenblick eingenickt zu sein. Sollte der alte Doktor Closset ihm gegen jede Erwartung geholfen haben? Freude durchfuhr ihn wie unverhoffte Novembersonne: Die Crisis war überwunden!

»Stanzi ...« Er sprach leise, um sich nicht zu überanstrengen, doch schon während er es sagte, war ihm klar, dass er mühelos laut nach ihr hätte rufen können. Schritte näherten sich, er blinzelte, schloss aber gleich wieder die Lider, das helle Licht blendete.

»Er kommt zu sich, na endlich.« Die Stimme – es war weder Stanzis noch Sophies – klang fremd, zweieinhalb Oktaven zu tief, aber zumindest verstand er die Worte klar.

»Stanzi«, gab er zur Antwort und bemühte sich um ein Lächeln, »Stanzi, so hat er endlich ein Gegengift gefunden?«

»Der hat ja Humor.« Jemand lachte, dann wurde er sachte am Arm gerüttelt. »Alles klar, Mann?«

Zaghaft öffnete er das rechte Auge. Ein Gesicht, ihm völlig fremd, beugte sich über ihn. »Der Closset hat ein Wunder gewirkt«, hauchte er.

»Was? – Scheiße, Mann, hat der etwa ...?« Mit einem Ruck zog man ihm die Decke fort und gab ihn der Kälte preis wie ein nacktes Tier.

»Reg dich ab, der ist immer noch auf dem Trip, lass ihn weiterpennen.« Die Decke senkte sich wieder herab.

»Na, der kann was erleben! Ruht sich aus, während wir die Arbeit machen.«

Er riss die Augen auf, sah schemenhaft zwei Gestalten sich entfernen, dem Habitus nach Männer, dann wurde eine Tür geschlossen, und rasch klappte er seine Augen zu.

Irgendetwas stimmte nicht.

Er war nicht mehr zu Hause. Sein Lager fühlte sich anders an, viel weicher und ungleich – ja, federnder; ein subtiler, femininer Duft lag darin. Wohin hatte man ihn gebracht? Wer um alles in der Welt waren diese garstigen Kerle? Und welche Arbeit gab es zu tun? O gütiger Himmel: Sollte das gerade der Franz Xaver gewesen sein?

Er riskierte erneut einen vorsichtigen Blick. Das Gemach, in dem er sich befand, war recht geräumig, durch ein Fenster drang fahles Winterlicht. Er nahm einen tiefen Atemzug. Tot war er jedenfalls nicht. Oder doch? Instinktiv probierte er seine Hände aus, formte die ersten Takte des Sanctus, das zu schreiben er versäumt hatte, ließ die Fingerspitzen über Brust und Bauch gleiten. Erschrocken hielt er inne: Das waren nicht seine Kleider, die er anhatte. Er schob die Decke zur Seite – sie war purpurfarben! –, hob den Kopf und sah an sich hinab. Statt seines gewohnten weiten Leinenhemdes trug er ein kurzes Hemdchen, es hatte weder Kragen noch Knöpfe und war aus einem außerordentlich anschmiegsamen, wenn auch dünnen Stoff gefertigt. Seine Beine steckten in einer dunklen Hose, die nicht bloß übers Knie, sondern weit über die Knöchel reichte. Sie war bequem, samtig und nachgiebig. Sein Sterbekleid? Ein jähes Frösteln erfasste ihn, doch sein Körper fühlte sich fürwahr gesund und lebendig an. Auch der

Schädel peinigste ihn nicht mehr, so dass sich die Musik schon wieder ungehindert darin ausbreitete, in bunten Farben und Formen um ihn wogte wie seit jeher und darauf drängte, niedergeschrieben zu werden. Alle Schmerzen waren ihm genommen. *Gere curam mei finis* – also war dies am Ende ... das Paradies?

Er atmete schwer aus, zog den Kopf ein wenig zwischen die Schultern, sah sich nochmals um. Von gebratenen Tauben keine Rede, doch sein Verstand hatte sich ohnehin stets gegen diesen Pfaffenhumbug gesträubt. Indes: So ein kleines Täubchen wäre ihm just recht gewesen, sein Magen fühlte sich alles andere als tot an. Und voll Verwunderung registrierte er, dass seine Blase schmerzte, denn es war nicht jene Art von Schmerzen, die er in den vergangenen Wochen in einem fort hatte erdulden müssen, vielmehr drängte es ihn erfreulich stark, Wasser zu lassen.

Er richtete sich auf, setzte die Füße auf den kühlen Boden. Die hölzernen Dielen knarrten. Erleichtert entdeckte er neben dem Bett einen Nachttopf, doch seine Hose hatte weder Latz noch Eingriff, nur zwei Säckel auf jeder Seite, in einem fand er ein zerknülltes weiches Tuch. Beunruhigt nestelte er an dem wulstigen Hosenbund herum, bis er fasziniert feststellte, dass der recht dehnbar war. So dehnbar gar, dass er, wenn er ihn von sich wegzog und dann losließ, unversehens wie eine Feder wieder zusammenschnurrte und seinen Dienst, die Hose an ihrem Platz zu halten, ganz tadellos verrichtete.

Er ließ den Stoff ein paarmal gegen seinen Bauch klatschen, bevor er ihn zur Gänze herunterzog und nach dem Nachttopf griff. Das vertraute Plätschern ließ ihn ruhiger werden.

Nicht weit von seiner Bettstatt stand ein gläserner Tisch, darauf lag Papier, eine rechte Menge Papier, ein ganzer Stapel gar, weiß wie Jännerschnee und glatt wie feinste Seide. Er strich mit den Fingerspitzen darüber. Paradiesisch glatt,

fürwahr, an diesem Ort war nicht zu zweifeln! Eine Feder fand er keine, doch ein Bleyweißstift aus lackiertem Holz und ein anderes Schreibgerät, dessen Beschaffenheit er nicht zu deuten wusste, lagen parat.

Er nickte unwillkürlich. Wer auch immer ihn hierhergebracht haben mochte, zeigte überdeutlich, was er von ihm erwartete: dass er sein letztes Werk, sein Requiem, nun vollende, sei dieser Ort ein Schon, ein Noch oder ein Dazwischen. Und mit dem Gedanken packte ihn ein Grausen: Sollte jener Herr, der ihm unlängst den Auftrag für dieses Werk überbracht hatte, doch ein Todesengel gewesen sein? Constanze hatte ihn einen Narren gescholten, als er in dem hochgewachsenen, stattlichen Mann mit dem dunklen Gewand den Erzengel Michael erkannt hatte. Aber nun – er sah sich abermals in dem fremden Raume um – war die Ahnung zur Gewissheit geworden, zur qualvollen Gewissheit: Sein Auftraggeber war kein Sterblicher. Und das Requiem ...! Er atmete schwer.

Eine Ungeheuerlichkeit war das gewesen, mit der er sich nicht einmal für die Dauer eines Herzschlages hatte anfreunden können: Obgleich er der Notensetzer viele kannte, so wusste er darunter doch nicht einen, dem je eine solche Marter auferlegt worden wäre. So brauchte der Steinmetz sich den eigenen Grabstein nicht zu hauen, der Weber seinen Totensack nicht zu fertigen und der Totengräber sich die Grube nicht zu graben – einzig ihm war die peinigendste aller Aufgaben zuteilgeworden, sich selbst eine Totenmesse zu schreiben! *Requiem aeternam*. Nein, dieses Ende war kein Ende, sondern just der Fortgang aller Qual. Er ahnte, dass man ihn nicht von hier würde lassen, ihm zum Reich der Toten keinen Zutritt würde gewähren, ehe nicht der letzte Taktstrich gesetzt war.

Empörung kam über ihn. Hatte er nicht größten Fleiß gezeigt und bis zum letzten Augenblick daran gearbeitet, dem Süßmayr, diesem Stupido, noch jede so winzig kleine

Skizze anvertraut, ihm wieder und wieder alles beschrieben und mit der Stimme intoniert? Und doch war, vom Introitus abgesehen, nichts wirklich fertig, allenfalls Gesang und Basso hatte er niederschreiben können, hier und da eine erste Violin, das Posaunensolo des Tuba Mirum, gewiss, doch für Sanctus, Benedictus, Agnus Dei und Communio hätte er mehr Zeit gebraucht. Was hatte man ihn erst abberufen, um dann derart auf die Erfüllung seiner Aufgabe zu drängen? Verstand einer die Oberen, gleich, ob sie im Himmel oder auf Erden regierten! Doch er würde es ihnen zeigen, mit einem Sanctus, das sich an Fulminanz nicht überbieten ließe! Mit einem einzigen Gedankenstrich verwarf er, was er dazu vorgesehen hatte, und setzte zu einem neuen, kühnen Thema in gleißend hellen, sonnenwarmen Farben an. Seine Lippen öffneten sich, er begann zu singen, erst tonlos, dann mit leiser Stimme, bis alles Gestalt angenommen hatte.

Sein Blick glitt zu der geschlossenen Tür. Eine Klausur war ihm beschieden, in der ihn nichts Irdisches mehr, keine Opera und keine sonstigen Vergnügungen, von seinem Tun abhalten würde. Warum man ihm indes bei aller Mühe kein Notenpapier bereitgelegt hatte, ließ ihn den Kopf schütteln. Eine wahre Prüfung! Dann strich er sich das wirre, noch fieberfeuchte Haar aus der Stirn und begann, mit Hilfe eines weiteren, sorgsam gefalteten Blatts, immer fünf Linien untereinander zu zeichnen.